

Vertraue.

Von Arthur Silberstein. In grüner Blütenfülle liegt er in dem herrlichen Frieden...

Nach in des Schlummers Banden schon hat er sich nach zum Lachen lachen...

Tanu schlummert er verträumt ein, als ob ihm nichts um Blide lehe.

Die Macht der Verleumdung.

Ein Kleinbild von Claire Chrobot. Mit mattem Silberfächer überzog das Mondlicht die stille Landschaft...

An der Rückseite der kleinen Mädchenschule hüllten zwei jugendliche Stimmen im Gespräch...

Die matte Wappenstein beleuchtete ein jartes, liebreichendes Gesicht, das ein dunkles, großes Augenpaar besaß...

Eine der langsam, dunklen Flederchen fiel über das Fensterhörn; die Gestalt auf dem Thron ergab sich und brückte ihre Lippen auf das glänzende Haar...

„Geh nun, mein Freund! Es ist spät, Edmund — gute Nacht.“ Edmund aber hielt die kleine Hand fest...

„So bald schied mich mein Lieb heim? Doch mich nur noch ein kaltes, eisiges Viertelstunden in Deiner Nähe sein — es ist ja ohnedies so selten, daß ich Dich sehen und mit Dir plaudern kann.“

Das Mädchen seufzte tief auf. „Ja, die Tante — sie gönnt mir keine freie Minute! Und wüßte sie, daß ich Dich nachts hier an meinem Fenster sehe, es wäre mein Tod! Doch ich liebe Dich, Edmund — ich harre aus und warte geduldig, bis ich vor Gott und aller Welt mich Dein nennen darf.“

Das offene, eheliche Gesicht des jungen Mannes sah leuchtend vor Wut auf ihr auf.

„Mein Mädchen! Meine Adeline! Könnst du Deinen Mut, Deine Treue Dir doch baldigst lohnen! Doch forge Dich nicht, kämpfe unter Lebensschifflein auch jetzt gegen widrigen Wind, wie bringen es doch noch in den sicheren Hafen und lassen die bunten Flaggen „Lohn“ und „Hochzeit“ nichtis soll uns trennen. Mein Vater —“

„Dein Vater will mit nicht wohl“, sagte Adeline leise.

„Mein Vater muß nachgeben — und tut er es nicht — so bin ich mündig und schaffe mir anderwärts Amt und Erbsen. Die Welt ist groß und weit, und Deine Liebe macht mir die Hölle zum Paradiese. Lebe wohl, Adeline — vertraue mir allein — auf Wiedersehen, mein süßes Lieb!“

„Gott schüße Dich, Edmund“, hauchte das Mädchen. Dann huschte die liebreizende Gestalt von der rosenumponnenen Loggia zurück ins Innere des Hauses.

Der junge Mann sprang vom Baume herab, warf einen langen Blick, dann ein paar Fußhände seinem Ideale nach, schwang sich über das hohe Gitter, das Haus und Garten absperrte, und verschwand auf der Widenstraße in der dunklen Platanenallee.

„Zehi erhob sich im Garten eine kleine, schwarze Gestalt, die hinter einem Jasminbüschel gehockt hatte.“

Was da hervorkroch, war eine Auergeheiß. Zwei große, blühende Augen sahen in einem schmalen, gelbem Gesicht, das eine große Gebächtnis nicht verschonte.

Niemand hätte sagen können, wie alt dieses Gesicht wohl sei, man hätte ihm die Jahre eines verzauberten Gnomens aus den Tiefen der Erde geben können. Der Unhold zischte lächelnd:

„Holla, schöne Adeline! Hab' ich Dich endlich! Darum so spröde, so abweisend? Mich, den letzten Apotheker Hippolyt Quaststein aus Schlesien? Und hier in stiller Nacht mit des Bürgermeisters windigem Schußlein scharmuzieren und liebäugeln? Wart, Du hochmütige Jungferlein! Du träust' ich's ein und Deinem Galbes dazu, und soll's mich mein Galbes vernichten lassen!“

„Gang seltsam funkelten die klugen Augen im Mondlichte.“

„Dann ballte er die Faust gegen Adelines Fenster und schlich sich zu einem mit Weinlaub überwucherten Brettergange, in dem er sich eine Rinde geschaffelt, durch die er in seinen eigenen Garten schlüpfte.“

Adelina Settenheim war der Liebbling des Städtchens.

Sie hatte in der Hauptstadt die Schulen besucht, ihr Examen mit Auszeichnung gemacht und war als wohlhabende Lehrerin vor Jahresfrist in Gellingshausen eingetroffen; mit ihr Clementine Eulenhorst, eine alte, bittige Jungfer, die Schwester von Adelines Vater.

Die junge Mädchenlehrerin war eine Witwe. Es schied sich für eine achtzehnjährige nicht, allein im Schulhause zu wohnen, in dem nur der alte Kastellan mit seiner Frau die Aufsicht führte.

So hatte Adeline Settenheim der Tante Clementine geschrieben, die in einem Wittwenstübchen lebte, obwohl ihr der Charakter und das Wesen der alten Tante höchst unsympathisch war.

Doch dem auffallend schönen Mädchen die ganze Männerwelt Gellingshausens zu Füßen lag, wird niemand wundernehmen; aber Adeline bevorzugte niemand, und so verzehrten sich die Herzen in ungefüllter Sehnsucht.

Einer war des anderen geschworener Feind.

Durch ihr feines und liebreiches Wesen nahm sie die Herzen der Kinder und durch diese die Mütter gefangen, und man heilte sich, dem „geliebten Fräulein“ — wie die Kleinen sie nannten — alle nur möglichen Ovationen zu bereiten und ihr Einladungen zu Festen zu senden.

Auch an Freieren fehlte es der schönen Lehrerin nicht. Hätten doch selbst ihr zuhause mehrere Jagdgesellschaften das ihnen nicht zoffig erscheinende Gesicht getragen — allein Adeline war unanbar.

Gerichtetes Aufsehen aber machte in Gellingshausen der Heiratsantrag des als Weiberfeind bekannten, immens reichen, aber misanthropischen Apothekers Quaststein. Er machte plötzlich dem alten Fräulein Clementine Willen und hielt bei ihr regelrecht um die Hand ihrer Nichte an. Natürlich fand er auch die günstigste Aufnahme.

Tante Clementine, Eulenhorst dachte sich das Leben im Hause des reichen Apothekers äußerst verlockend. Zu seiner Enttäuschung wies die schöne Lehrerin den höchsten Reichen ab.

Seither hatte Adeline der Tante gegenüber einen schweren Standpunkt; denn die bittige Alte mitterte hinter all den ausgelassenen Köcher eine Herzensaffäre.

Fräulein Clementine Eulenhorst hatte nicht so ganz unrecht.

Man hatte im vorigen Sommer in Gellingshausen das Sankt-Valentins-Fest gefeiert. Nachdem Adeline in der Kirche mit ihrer glodenreinen Stimme das Ave-Maria gesungen, in ihrem weißen Kleide selbst ein paar Seilchen gleich, hatte man ihr auf dem Festplatz ein schönes Rosenbuket und ein versiegeltes Biletchen übergeben.

„Nun gilt's, Geliebte!“ — so schrie Edmund Adorian — „Deinen Mut, Deine Treue zu zeigen! Sobald ich mit Erlaubnis und ein Heim geschaffen, hole ich mit mein süßes Weib.“

Adelina hörte von der plötzlichen Ausrufe ihres Freundes. Es bestreute sie wohl, daß er keinen Abschied von ihr genommen; doch hatte sie volles Vertrauen in seine Liebe.

Sie lächelte wohlwütig: „Das sind die Dornen, die bei den Rosen stehen.“

Doch wurde sie still und in sich gekehrt und widmete sich mit um so größerem Eifer den Pflichten ihres oft recht mühsamen Berufes.

Pötzlich glaubte die junge Lehrerin zu bemerken, daß man sie neugierig betrachtete — da und dort wies ihr eine gute Bekannte aus — einige Herren grüßten vertraulich und spöttisch — lächelnd.

„Was haben sie?“ fragte sich Adeline und meidete von da an jede Gesellschaft. Von Edmund kam keine Zeile.

Allmählich fehlte der Gedanke in ihrem Hirn Wurzel: „Er hat Dich vergessen! Ist das seine treue Liebe? Sind mir nur die Dornen des Rosenfens mein süßes Glückes geblieben?“

Die Tante Clementine war vollständig verblüht und unangenehm, und so war Adeline ganz auf sich selbst und ihre trüben Gedanken angewiesen, die oft das arme Köpfchen marterten und allen Lebensmut lösteten.

Raum verließ Adeline Settenheim noch das Schulgebäude.

Wochen, Monate vergingen, der Winter war vorüber, und neuer Blütensturm umkränzte die ewig junge Natur.

Keine Kunde von Edmund — wie eine Jaspeloseule drehte der Gedanke des Verlassenseins ihr das blutende Herz zusammen. In der Resignation wollte sie Trost und Zuspruch suchen — aber als eines Tages abends in der St. Marienkirche ihr gewohntes Plätzchen einnehmen und an den Kapellenstufen knien wollte, rüdten die Nachbarinnen fort von ihr — ja, eine verließ ostentativ das Gotteshaus.

Adeline ersteckte — dann fürchte tiefe Güt über Wangen.

Welches Verbrechen hatte sie denn begangen, daß man ihre Nähe stieß? Was war es denn nur, das die Menschen ihr zum Vorwurf machten? Sie zermartete ihren armen Kopf — grübelte — und fand doch nichts.

Zum ersten Male nahm sie zur Tante Clementine ihre Zuflucht.

Die bittige Alte, der sie von dem Vorgesessenen, dem Unangenehmen, das ihr begegnet, berichtete, nahm die Brille von der Nase und schlug das Buch zu, in dem sie gelesen.

„Wunder! Dich denn noch, Du Pflichtvergessene? Weiß nicht die ganze Stadt von Deinem Verhältnis zu dem Windbeutel Edmund Adorian? Pfaffen nicht die Spagen auf den Dächern von Deinen nächtlichen Stelldicheinen im Garten? Einen solchen Freier wie den reichen Quaststein auszuwählen — das ist ja unechter!“

„Ich habe nichts zu bereuen und nehme den Quaststein nicht!“

So rief Adeline im Bewußtsein ihrer Unschuld. Also das war's, Man hatte ihr reines Verhältnis zu Edmund Adorian ausgetuschelt — in den Schmutz der Verleumdung herniedergezogen — ihr Herz blutete unter den ungerechten Anklagen.

Und er, den sie mit der ersten Glut der Leidenschaft liebte, für den sie so süß und duldbare — er hatte sie so schnell vergessen!

Arme Adeline! Du wußtest ja nicht, daß Dein junger Freund, trotzdem er von seinem Mädchen keine Antwort erhalten, vier, fünfmal geschrieben, daß seine Liebe, durch Quaststein aufgefangen, von Deiner charakterlosen Tante vernichtet worden und der Mann Deines Herzens nun schwer erkrankt in der Hauptstadt lag.

Die giftige Junge der Verleumdung ruhte nicht. Da und dort besprach man Adelines Schicksal.

„Des Bürgermeisters Sohn muß die Lehrerin heiraten“, hieß es. „Die gute Sitte verlangt es! Wo ist der Entschlozene?“

Selbst im Gemeinderat des Städtchens besprach man diese Angelegenheit und zerrte sie in den größten Farben vor die Öffentlichkeit; denn Quaststein hatte sich zugesprochen, Adelines Ruf in den Morast zu treten.

Pötzlich tauchte das Gesicht auf: Adeline Settenheim habe sich in gefährlicher Art über den Herrn Pfarrer und die Stadtvertreter ausgesprochen. Wie ein Raucher ging es durch Gellingshausen. Da und dort gab einer noch ein paar ungen Boshheit dazu — dort erzählte man sich haarsträubende Geschichten — an diesem Tage machte die arme Lehrerin die Bemerkung, daß ihre Schülerin, die ihr früher in Jumeigung ergeben waren, ihr den Gehorsam verweigerten, manche zifselten und lachten.

Viele Kinder blieben ganz aus. Statt ihrer kamen von Eltern Briefe voll giftiger Stichelein, selbst Besprechungen.

Bis dahin hatte Adeline geduldig

Ihr Leid ertragen, auf die Vorsehuna hoffend und in dem guten Glauben, daß ihr endlich Gerechtigkeit widerfahren müsse. — Nun fielen alle Hoffnungen von ihr ab und zerbröckelten, wie in einen tiefen Brunnen stürzten.

Imsonst marterte sie ihr Hirn, womit sie denn all diese herben Prüfungen verdient habe. Lohnte sich's denn noch, zu leben, wenn die Verleumder freuten, wenn der unskuldig Geuüßten alle Mittel fehlten, sich rechtfertigen zu können?

Spät am Abend dieses Tages, an dem ihr Tante Clementine die neuen Gerüchte in heftigem Zorn vorgelesen und ihr zugleich mitgeteilt, „daß sie mit einer so von aller Welt Mißachteten nicht länger zusammenhalten wollte“ — an diesem Abend lag Adeline bleichen Angesichts in ihrem Stübchen vor dem kleinen Rabonnenbilde.

Sie hatte das weiße Kleid angelegt, das sie am St. Valentins-Feste getragen. Leise rieselten die Tränen ihr über die bloßen Wangen, Schmerz und Qual lagen auf dem schmalen Antlitz.

Nun stand sie auf, ging zum offenen Fenster, beugte sich über die blühenden Nelken- und Resedaböpfe und suchte tieflosend mit der Hand über die blühenden Blüten.

Einen Blick in den freundlichen Garten — und noch einen langen im Stübchen umher — dann verließ das junge Mädchen leise das Haus, nachdem sie ein großes, graues Tuch über das weiße Gewand und auch das Haupt gemorren.

Im Garten schlüpfte eine einsame Nachtigall ihr sehnlichstolles Lied. Die Nacht war dunkel, kein Mondstreif erhobte sie. Ach, wie war die Welt so öde! — Wie sie nicht der Baum- und krauchlosen Wüste Sahara? — Und das noch so junge Gottesgeschöpf war zu müde, bis Dofein weiterzuschleppen. — — —

Im Stübchen schlief wohl schon alles — es war nahe an Mitternacht. Selbst der alte Nachtmacher schlummerte friedlich auf den Stufen vor dem Portale des Rathhauses.

Auf dem mit uralten Ulmen eingekäumten Marktplatz befand sich das große Wohnhaus des Bürgermeisters Adorian, und vor diesem alten Patriarchengebäude ein tiefer Brunnen. Er trug das Steinbild eines schönen Weibes, dessen ideale Gestalt in einem Fischschwanz endete.

„Die schöne Melusine“ — diesen Namen hatte auch der Brunnen.

Am Mitternacht erschien dort eine schlanke, weiße Gestalt, aber von der Hauptstraße her hallte die gleichförmigen Schritte der Polizeipatrouille — erschreckt eilte die Gestalt über den Platz, beugte sich über den Brunnenrand und erschauerte. Dann schwang sich das Weiße hinüber — Ein leiser Ruf: „Edmund! Mein Edmund!“ — Ein gurgelnder Laut — und in der Tiefe war alles still wie zuvor.

Zwei Sternlein fielen in dem Moment vom Himmel.

Als die goldenen Straßen der Frühsonne auf Gellingshausen beschauelten, sahen sie ein gut Teil der Bevölkerung den „Melusinen-Brunnen“ umfließen.

Die erste Magd, die früh morgens ihren Kibel mit Wasser zu füllen gekommen war, hatte in der Tiefe etwas Weißes entdeckt. Eine halbe Stunde später zog man Adeline Settenheim aus dem Brunnen — und selbstamerweise, wohl nur zufällig, legte man die Leiche des jungen Mädchens dem Bürgermeister vor die Haustür.

Am nächsten Tage erhielt der Bürgermeister einen Brief der Hospitalkleitung zu Düsseldorf, „daß sein Sohn Edmund Adorian tags zuvor gegen Mitternacht am Typhus verstorben.“

Zwei Sternlein waren vom Himmel gefallen.

Indes schrieb der alte, kahlköpfige Gemeindevorsteher Hartmund in sein Protokoll:

„Adeline Settenheim, Lehrerin, 19 Jahre alt, untergebracht — im „Melusinen-Brunnen“ ertrunken.“

Durchschaut.

Ein Schulinspektor, der durch ein Kreuzfeuer von Fragen die Klasse in Schrecken versetzt hat, schließt mit der Aufgabe: „Und nun sag mir noch: wer hat Hamlet geschrieben?“

„Entschuldigen Sie, Herr Inspektor, antwortet ein zitternder Junge, „ich war's nicht.“ Am Abend erzählt der Inspektor diesen Vorfalle dem Bürgermeister, der interessiert zuhört und in ein langes Gelächter ausbricht. „Das ist gut“, meint er schließlich, „und dabei bin ich fest überzeugt, der Bengel hat es doch getan!“

„Me h r e S c h l a f.“ Du bist so jetzt morgens immer so frisch und munter — bummelst wohl abends nicht mehr so lange?“

„Das nicht; aber meine Frau hat mit glänzendem Erfolge einen Stotterkursus mitgemacht und ist daher nachts mit der Gardinenpredigt genau um eine Stunde früher fertig.“

„Spitzer. Die meisten Menschen ertröhen nicht Rechte, sondern Vorechte.“

Der Rosenhut. Von Helene Lang - Anton. Leutnant Schmitzbach von den Dragonern war ein potenter Junge, der schneidigste Reiter, der größte Rummocher und hatte auch sonst viele stehenswürdige Eigenschaften. Dazu gehörte, daß er nirgends fehlte, wo etwas los war. Doch sein Haupttrick war und blieb der Sport. Ein Rennen, auf dem er nicht wenigstens einen Preis gewann, war schon seit mehreren Jahren unentbar.

Und nun war das Unglaubliche geschehen. Er hatte sich beim ersten Rennen um zwei Rosenhüten schlüsseln lassen. Es schien ihn nicht einmal sonderlich zu berühren.

Als er auf den Sattelplatz zurückritt, achtete er nicht der vielen Injurien, die alle auf seinen Gaul gefegt hatten. Sein Blick glitt über sie hinweg nach der Tribüne.

Seine Freunde schüttelten die Köpfe.

Als er nun gar beim zweiten Rennen zurücktrat und viergelb bezahelte, wollte das Verwundern kein Ende nehmen.

Nur von Schmitzbach von den ersten Mann, sein größter Konkurrent, freute sich. „Der rote Baron“, wie er seiner brennendrohen Haare wegen genannt wurde, hatte dadurch mehr Chancen. Schmitzbach hatte auch einen anderen Namen, den man sich allerdings nur in die Ohren flüsterete. „Der Gallesbaron“. Man wußte nicht genau, ob er zu viel vorausgabte oder zu wenig Geldmittel zur Verfügung hatte. Thatsache war, daß er in steter Geldverlegenheit vegetierte, auf er selbst sagte, und schließlich auf den Tod einer alten Tante wartete, die ihm zum Unversälerben eingesetzt hatte.

Beim nächsten Rennen, das acht Tage später stattfand, erschien Schmitzbach zum Erschaunen aller in „full dress“, nicht wie sonst im leichten Reitrod und der über die Ohren gezogenen Reitmütze. Er kam als Zuschauer, hatte gar nicht gesehnet.

Am Totalisator herrschte Rastlosigkeit. All die Probingsattel, die kein eigenes Urteil hatten, waren in ärgerlicher Verlegenheit, auf welches Pferd sie nun setzen sollten. Die Damen, die Kameraden wunderten sich. Niemand konnte den Grund seines sonderbaren Benehmens.

Nur der rote Baron schaute etwas zu ahnen. Er hatte Schmitzbach schon im vorigen Rennen scharf beobachtet. Er lächelte eigentümlich, als er an Schmitzbach herantrat.

„Ah, Sie wollen mal Kritiker spielen?“

„Vielleicht; vor allem mal als Mensch einem Rennen beimohnen.“

„Als Mensch?“

„Na ja, man will doch mal anfänglich angezogen ein Rennen mitmachen.“

Der rote Baron lächelte noch mehr. Sein Auge überflog die potente, geschickte Erscheinung Schmitzbachs, der sich schon wieder von ihm abgewendet und seine Aufmerksamkeit auf einen roten Rosenhut lenkte, der auf der Tribüne in der zweiten Reihe der letzten Loge saß und nur ab und zu distret hinter dem ungeschickten Federhut der biden Frau Major Schaper hervorlugte.

Auch darüber quitierte der rote Baron mit einem Nicken. Er war also auf ganz richtiger Fährte. Schmitzbach hatte sich anknüpfend in den roten Rosenhut, der schon auf dem ersten Rennen Aufsehen erregte, rettungslos verliebt und aus diesem Grunde auf das Meitreiben verjagt.

Er wollte Eindruck machen, wozu der saloppe Reitanzug nicht geeignet, wollte wohl auch mehr in der Nähe der Angebeteten bleiben.

„Hören Sie mal, lieber Schmitzbach“, wandte er sich lebhaft an den Kameraden, „können Sie mir nicht sagen, wer die Dame mit dem Rosenhut ist, die hinter Frau Schaper sitzt? Es ist mir schon das letzte Mal aufgefallen. Muß 'n Ausländerin sein, hat so was Arabes.“

Von Schmitzbach wurde die Antwort.

„Bedauere, bin nicht orientiert. Aber die Dame ist mir auch schon aufgefallen. Wirklich famose Erscheinung. Werde mich erkundigen.“

„Ja, bitte, Sie täten mir einen großen Gefallen. Sie wissen, wenn ich mich nach einer Dame erkundige, gibt's schlechte Witze.“

„Werde es schon herausbekommen. Ich tu Ihnen ja gern jeden Gefallen, leider beruht das nicht auf Gefelligkeit.“

„Wie so?“

„Nun, vorgelesen im Kasino —“

Schmitzbach erinnerte sich. Schmitzbach hatte ihn um hundert Taler angepumpt und er hatte in einer Anwendung von Solidität diese verweigert. Fast verlegen sagte er: „Es war mir vorgelesen tatsächlich nicht möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber wenn Sie mir den Namen und die Verhältnisse jener Dame ausbuhnen, oder mir Gelegenheit geben, über ihr bekannt zu werden, verschaffe ich Ihnen das Geld. Einziges Schloß?“

Er hielt dem roten Baron die Hand hin. Dieser zögerte einen Augenblick, dann schlug er ein. „Abgemacht. Wann kann ich das Geld haben?“

Verblüfft sah Schmitzbach ihn an. So sicher war er seiner Sache? Wie leicht wußte Schmitzbach, wer der rote Hut war und ließ ihn hereinfallen. Gleichwohl. Es kam ihm auf ein paar Hundertmarken nicht an, wenn Schmitzbach ihm nur die Bekanntschaft mit dem entzündlichen Geschöpf ermöglichte. Er war ja von Natur nicht schüchtern und nie um eine Ausrede verlegen, wenn er etwas erreichen wollte; aber er konnte doch unmöglich an diese elegante Dame, die sich so vornehm gab, ohne weiteres heranzutreten und sich vorstellen.

Auch andere Herren vor der Rosenhut aufgefallen und es hatten sich vor der Loge, in deren Hintergrund die Rosenkönigin thronte, ganze Gruppen von Herren gebildet, die interessiert miteinander plauderten und noch interessierter die neue Erscheinung musterten.

Schmitzbach hatte sich gegenüber der Tribüne aufgestellt und schien alles andere vergessen zu haben. Unentwegt starrte er die junge Dame, die sich durch die allgemeine Aufmerksamkeit gar nicht geniert fühlte, an. Sie nahm die vielen bewundernden Blicke lächelnd entgegen, und es kam Schmitzbach in seiner erwachten Eifersucht vor, als ob sie darauf reagierte. Gleich darauf verlor er den Gedanken wieder als eine unerhörte Beleidigung der sich lächelnd gebenden jungen Dame.

Er hatte sich fest vorgenommen, sie nicht aus den Augen zu lassen. Schon vor Beendigung des Rennens war er nach dem Wagenpark gegangen. Er hatte auch den Rosenhut mitten im Gedränge der Menge aufsuchen gesehen und sich herangebeugt. Aber er war doch zu spät gekommen.

Als sie sich trennten, wollte er näheres wissen.

„Heut abend beim Essen im Kasino erzähle ich Ihnen alles“, sagte von Schmitzbach, „vielleicht sind Sie auch so gut, das Geld mir mitzubringen.“

„Das Geld bringe ich mit, aber das, was Sie über die Dame erfahren, muß ich jetzt gleich wissen. Wie heißt sie? Und wo kann ich sie kennen lernen?“

Schmitzbach räusperte sich und sagte dann langsam, jedes Wort betonend: „Sie heißt Gusti Schneider. Und wenn Sie in Berlin im Hotel Monopol absteigen, ist es Ihnen ein Leichtes, sie kennen zu lernen.“

„Ah, im Hotel Monopol? Sie logiert da?“

„Ja, sie logiert da. Aber Sie müssen, wenn Sie sie sehen und sprechen wollen, ein Zimmer in der zweiten Etage nehmen.“

„Zweite Etage? Warum denn?“

„Da ist sie nämlich Zimmermädchen seit einem Jahr. Adieu, lieber Schmitzbach, und viel Vergnügen.“

Offenbach - Anekdote.

Ein Pariser Blatt erinnert an eine lustige Proklamtion des Operettenkönigs Offenbach, die er vor der Premiere des „Orpheus“ im Stil der Proklamtion Napoleon I. an seinem „Verammeltes Kriegsopol“ richtete. Offenbach, der die ganze Aufführung selbst leitete, bestieg auf der Bühne den schon bereitstehenden Sonnenwagen, nahm die Zügel der vier wichtigen Pferde in die Hand, ordnete seine Truppen in Gefechtsstellung und verließ dann mit Stentorstimme folgenden Erlass:

„Soldaten! Ich bin mit euch zufrieden. Ihr habt euch wohl verdient um mich gemacht. Ihr habt tapfer gekämpft, habt Befehl geernt und den Mitrailleusen der Kritik getrotzt.“

„Hören Sie mal, lieber Schmitzbach“, wandte er sich lebhaft an den Kameraden, „können Sie mir nicht sagen, wer die Dame mit dem Rosenhut ist, die hinter Frau Schaper sitzt? Es ist mir schon das letzte Mal aufgefallen. Muß 'n Ausländerin sein, hat so was Arabes.“

Von Schmitzbach wurde die Antwort.

„Bedauere, bin nicht orientiert. Aber die Dame ist mir auch schon aufgefallen. Wirklich famose Erscheinung. Werde mich erkundigen.“

„Ja, bitte, Sie täten mir einen großen Gefallen. Sie wissen, wenn ich mich nach einer Dame erkundige, gibt's schlechte Witze.“

„Werde es schon herausbekommen. Ich tu Ihnen ja gern jeden Gefallen, leider beruht das nicht auf Gefelligkeit.“

„Wie so?“

„Nun, vorgelesen im Kasino —“

Schmitzbach erinnerte sich. Schmitzbach hatte ihn um hundert Taler angepumpt und er hatte in einer Anwendung von Solidität diese verweigert. Fast verlegen sagte er: „Es war mir vorgelesen tatsächlich nicht möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber wenn Sie mir den Namen und die Verhältnisse jener Dame ausbuhnen, oder mir Gelegenheit geben, über ihr bekannt zu werden, verschaffe ich Ihnen das Geld. Einziges Schloß?“

Er hielt dem roten Baron die Hand hin. Dieser zögerte einen Augenblick, dann schlug er ein. „Abgemacht. Wann kann ich das Geld haben?“

Tragikomischer Vorfall. Ereignislichkeiten eines wahnwitzigen rufischen Polizeibeamten.

Der Polizeihauptmann Nikolajew, der ein Revier in Petersburg leitete, litt in den letzten Monaten an schmerzhaften Krämpfen, die offensichtlich auch sein Nervensystem untergraben. Baldig brach mitten in der Nacht bei ihm der Wahninn aus. Er zog seine Paradeuniform an, nahm alle Waffen zu sich und ließ aus dem Polizeirevier alle verfügbaren Schutzeleute in seine Wohnung kommen. Hier b-fahl er, seine eigenen Sachen genau zu durchsuchen und die Schutzeleute, die dem Befehl nicht zu widerstehen wagten, brachten die Wohnung des tranken Offiziers in chaotische Verwirrung. Seine Familie war in aller Hast geflohen. Nach Mitternacht ließ der Hauptmann die Schutzleute Kerzen entzünden; er selber ergriff eine Fahne und so zog er mit den Leuten über die Straße bis zu einer Teichside, in die er einbrang um eine neue Durchscheidung vorzunehmen, die etwa zwei Stunden dauerte.

Inzwischen waren auf seinen Befehl noch Schutzleute aus einem anderen Polizeirevier geholt worden; ebenso mußten die Aufwärter der auf den umliegenden Straßen stehenden Lohndrohlfischen der abenteuerlichen Gesellschaft anschließen. Als endlich die Durchscheidung abgeschlossen war, stellte sich der Hauptmann, den bloßen Säbel in der Hand, an die Spitze seiner Mannschaft und führte sie ins Dachgeschloß eines Hinterhauses, wo er in die Wohnung hineinzuwischen befohl. Als ein Schuttmann bemerkte, sie stehe leer, änderte er seinen Plan und lehrte in seine Wohnung zurück, wo er die Mannschaft an die Fenster stellte und um Hilfe rufen ließ.

Endlich nahm er ein Heiligensbild und zog nun, wieder von der ganzen Schar bewacht, gefolgt, auf die Teichseite. Es war inzwischen fünf Uhr morgens geworden. Hier warteten schon Offiziere anderer Polizeibezirke, die von den tragikomischen Vorfällen gehört hatten, und einem von diesen gelang es, ihn zu entlocken, der sofort in eine Heilanstalt gebracht wurde. Von der Mannschaft hatte während der ganzen Nacht keiner gewagt, dem tollen Hauptmann zu widerstehen; nur ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß der Kranke keine verhängnisvollen Befehle gab, die wahrheitsgemäß ebenso flüchtig ausgeführt worden wären, wie die verhältnismäßig harmlosen Rufen des Kranken.

Eine Künstlermutter.

Otto Julius Bierbaum's Mutter feierte dieser Tage in Berlin ihren 70. Geburtstag. Wer je, so plaudert ein Korrespondent, der alten Dame gegenüberstehen und mit ihr plaudern durfte, dem fiel ihre überausgehende Neugierigkeit mit dem Sohne auf, die in der Kopfbildung und namentlich in der hohen Stirne liegt, und er konnte bei ihren bedachtamen und doch so farbigen anschaulichen Erzählungen meinen, Otto Julius selber zu hören.

Henriette Bierbaum wurde in Gorbich als Tochter eines Bergmannes geboren. Sie folgte 1864 ihrem Vater nach Grünberg in Schlesien, wo sie eine Konditorei betrieb, und später nach Dresden und dann nach Leipzig. Nach dem Zusammenbruch ihres dortigen Geschäftes, eines Restaurants, zogen sie nach München, wo Vater Bierbaum in der Zuderbäckereiabteilung bei Seidl Anstellung fand. Dann hat Mutter Bierbaum noch in Würzig und am längsten in Berlin gelebt.

Sie sagt selber, die Herzensgüte ihres Sohnes sei ein Erbtel des Vaters gewesen, aber die künstlerische Natur habe er von ihr geerbt. Ein Bruder von ihr war sächsischer Rammernmüller, eine Nichte Schauspielerin, und wer ihren Beitrag zu dem sechsen erschienenen köstlichen Buche „Otto Julius Bierbaum zum Gedächtnis“ liest, der kann sich überzeugen, daß das künstlerische Temperament ihrer Familie auch in ihr unabweislich regte war. Sie ermöglichte dann auch dem Sohne, den literarischen Versuch zu ergreifen.

Otto Julius hat in einem geradezu vorbildlichen Verhältnis mit seinen schwergeprüften Eltern gelebt. Sie folgten ihm in die Städte, wo er jeweils seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und Sohn und Eltern teilten alles miteinander. Nach dem Tode des Vaters war er der Mutter ein händiger Helfer, ihre einzige Stütze, und trachtete, ihr Leben auf jede Weise zu verschönern. Dafür pflegte sie ihn in seiner Tobestranke bis zu seinem letzten Atemzuge. Nun lebt sie nur noch der Erinnerung an den berühmten Sohn, und sie kann es in dem folgen Bewußtsein tun, eine von jenen verehrungswürdigen Müttern gewesen zu sein, deren Klugheit, Herzgebildung und treuer Sorge die Kinder im Leiblichen und Geistigen ihr Bestes verbannten.

Auf 100,000 Einwohner kommen Todesfälle infolge Alkohols in Berlin 3, in Paris 6, in London 13, in Petersburg 20.

Das englische Staatsrecht kennt keine freiwillige Niederlegung des Parlamentsmandates.